

Besprechungen

Charlie Beckett / James Ball

WikiLeaks

News in the Networked Era

Oxford: Polity, 2012. – 198 S.

ISBN 978-0-7456-5976-3

Auch zwei Jahre nach den großen WikiLeaks-Enthüllungen ist noch längst nicht geklärt, was es mit der Online-Plattform auf sich hat. Immerhin nähert sich nun die Forschung dem Phänomen mit etwas mehr Distanz als die oftmals reißerischen Erfahrungsberichte der ersten Publikationswelle. Der Beitrag von Charlie Beckett, der den „media think-tank“ POLIS an der London School of Economics leitet, unterscheidet sich aber immer noch deutlich vom „hard science“ der deutschsprachigen Kommunikations- und Medienwissenschaft. Mit James Ball ist zudem ein Guardian-Autor mit an Bord, der die Innenperspektive journalistischer Praxis vertritt. Produktiv ist dieses Tandem in jedem Fall, schließlich werden die Autoren nicht müde zu betonen, dass es sich bei WikiLeaks nicht einfach um irgendeinen neuen publizistischen Akteur handelt, sondern um ein „innovative enterprise, but it is a hybrid that draws upon quite traditional ideas as well as practices enabled by new technologies“ (149).

Diese Erkenntnis ist nun alles andere als neu, aber Beckett und Ball erarbeiten ihre These des multiplen „Netzwerk-Nutzens“ durch WikiLeaks auf überzeugende Weise. Die Ambivalenz des immer wieder verwendeten Begriffs des „network exploit“ unterstreicht dabei die Schwierigkeit, Arbeitsweise, Wirkung und Effekte der WikiLeaks-Plattform einzuordnen. Während einerseits die positive Sichtweise auf die kreative Ausnutzung der Möglichkeiten digitaler, interaktiver Netzwerkstrukturen vorherrscht, schiebt sich stets auch die kritische Perspektive auf die „Ausbeutung“ von Lücken und Schwachstellen politisch-medialer Systeme ins Bild. Es ist den Autoren dabei nicht vorzuerwerfen, dass sie keine eindeutige Zuordnung vornehmen, sie selbst betonen – völlig zu Recht – die Mehrdeutigkeit und Unabgeschlossenheit des Falles.

Die Prozesshaftigkeit spiegelt sich auch in der Gliederung des Buches, das in der ausführlichen Einleitung und zwei ausführlichen Kapiteln die Entwicklung von WikiLeaks entlang der verschiedenen Publikationen skizziert. Dabei werden durchgängig die Herausforderungen für alternativen Journalismus, Mainstream-

Medien und politische Akteure berücksichtigt – auch ohne Verweise auf die „Interdependenzthese“ oder die neo-institutionalistische Sichtweise der neueren politischen Kommunikationsforschung erkennen Beckett und Ball massive Verzahnungen zwischen Medien und Politik. Zwar gilt ihnen WikiLeaks dabei als zumindest Impuls zur Re-Konfiguration der Strukturen politischer Öffentlichkeit, doch hat es im Verlauf der vergangenen beiden Jahre auch Teile des ursprünglich noch radikalen Anspruchs aufgeben müssen: „The threat to authority had been accommodated. The potential for disruption had been partially realized but, to have any significant impact on the nature of power, it has to be sustainable over time“ (83f.).

Innerhalb der journalistisch ausgerichteten Abschnitte sticht der relativ große Raum hervor, der für die Diskussion ethischer Aspekte reserviert ist. Dies kann durchaus auch als ein Weg zu mehr Nachhaltigkeit gelesen werden, denn im Dreieck von Rechten, Risiken und Verantwortung spannt sich ein „ethical framework“ auf, in dem die Begriffe Transparenz, Zurechenbarkeit und Vertrauen eine große Rolle spielen. Und gerade hier zeigt sich erneut die Ambivalenz von WikiLeaks: die Plattform agiert alles andere als transparent, für einzelne Handlungen erfolgt keine klare Zurechnung und die Dominanz der Figur Julian Assange führt nicht zu einem positiven Vertrauensaldo der Plattform: „Its ethical basis and practice had itself been challenged“ (83).

Das skizzierte „Ethik-Paradox“ von WikiLeaks führt jedoch nicht zu einem abrupten und pessimistischen Ausgang der Überlegungen, denn Beckett und Ball erweitern ihren Fokus. Sie fragen in zwei eigenständigen Kapiteln nach der Rolle von WikiLeaks in der „Zukunft des Journalismus“ sowie darüber hinausgehend nach der Bedeutung von sozialen Medien als „disruptive journalism“. Dabei schließen Beckett und Ball recht nahtlos an die Vorarbeiten der US-amerikanischen Debatte um den „networked fourth estate“ (Yochai Benkler) und das „Age of Transparency“ (Micah Sifry) an. Während solche Positionen als Stimmen eines (immerhin differenzierten, und nicht blauäugigen) „Netz-Optimismus“ eingeordnet werden, bleiben Beckett und Ball ihrem kritisch-ambivalenten Duktus verhaftet. Dies gilt zunächst, wenn sie verschiedene Modelle eines neuen Journalismus vorstellen, die im Kielwasser der WikiLeaks-Enthüllungen an Bedeutung gewinnen könnten. Der Bogen wird dabei weit gespannt, so findet hier neben journalistisch geprägten NGOs und mediengebundenen Leaking-Portalen („mainstream whistle-blowers“)

auch die diffuse Anonymous-Community Erwähnung. Das vielleicht spannendste Entwicklungsfeld stellt jedoch ein „foundation journalism“ (durch private Stiftungen und Mäzene ausgestattete Projekte wie Propublica oder Spot.us) dar, der insbesondere in den USA den allmählichen Verfall etablierter journalistischer Strukturen zu kompensieren scheint.

Im Schlusskapitel werden schließlich die weiter reichenden Netzwerke-Effekte thematisiert, die mindestens als Echo auf die WikiLeaks-Episoden verstanden werden können. Dabei versuchen sich die Autoren an einer viel zu knapp gehaltenen Folgeanalyse des „Arabischen Frühlings“. Das ist zwar grundsätzlich ein stimmiger Anschluss an die vorangegangenen Überlegungen, die Ausführung geht allerdings nicht über eine verkürzte Zusammenfassung des Streits um die (immer noch unklare) Bedeutung sozialer Medien für die Aufstände und Unruhen in Nordafrika hinaus. Die Schlussfolgerungen eignen sich bestenfalls für den Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen: „Both are networked enterprises, but while the social media movements were more diffuse, they were also much less vulnerable to capture or suppression“ (141).

Es spricht für die Autoren, dass sie zum Ende des Bandes offensiv die Frage stellen, was nach WikiLeaks folgen mag – bereits damit stellen sie klar, dass auch bei einem Scheitern des Projekts (das maßgeblich mit dem persönlichen Schicksal von Julian Assange verknüpft ist) neue journalistische Praktiken ihre Berechtigung in einer vernetzten Medienwelt haben. Zudem formulieren sie am Ende tatsächlich auch eine der seltenen positiven Antworten auf die Frage, was WikiLeaks denn nun sei bzw. wie der aktuelle Status eingeordnet werden könne: „It is a hybrid entity that exploits the global digital information network both to source its material and to distribute it. While theoretically subject to legal and extra-legal actions, it has avoided sanctions and remains at one distinct remove from being a conventional media or political enterprise. (...) WikiLeaks looks set to continue with its model of an independent organization that enters into collaboration with other media to process and publish classified information – transnational, if not transitory“ (147).

Auch wenn die Überlegungen von Beckett und Ball nur an wenigen Stellen über die bisherigen Arbeiten zum Thema hinausgehen, so ist ihre Untersuchung eine hilfreiche Ergänzung zu den bisherigen WikiLeaks-Publikationen, die entweder die journalistische und persönliche Innenperspektive betonen oder doch sehr

amerikanische Zugänge zur Debatte um Meinungs- und Redefreiheit darstellen.

Christopher Bieber

Thomas Birkner

Das Selbstgespräch der Zeit

Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914

Köln: Halem, 2012. – 429 S.

(Öffentlichkeit und Geschichte; 4)

ISBN 978-3-86962-045-9

Die Klage darüber, dass eine umfassende Geschichte des deutschen Journalismus bis heute ein Desiderat sei, gehört beinahe zur Folklore der Journalismusforschung. Das dürfte sich künftig ändern, denn Thomas Birkner ist in seiner Dissertation „Das Selbstgespräch der Zeit – die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914“ das gelungen, was allerorten gefordert wird: ein historisch informierter Überblick über die Genese und die Entwicklung des professionellen Journalismus in Deutschland von der ersten Zeitung bis zum endgültigen Durchbruch einer professionell gestalteten Massenpresse im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.

Wie dringend nötig dieser Überblick ist, lässt sich aus einem lakonischen, aber letztlich dramatischen Satz aus der Einleitung Birkners herauslesen. Er schreibt dort: „Die Geschichte des deutschen Journalismus, seiner Ursprünge und der Entwicklungslinien hin zum Durchbruch des modernen Journalismus ist bis heute weitestgehend unbekannt.“ (S. 19f.) Es zeugt von einem für eine Qualifizierungsarbeit ungewöhnlichen Mut, sich den Ritt durch diese Geschichte zuzutrauen. Und dieser Mut wird belohnt.

Birkner schildert anschaulich den verworrenen Weg von der ersten Publikation des Druckers Johann Carolus 1605 Straßburg über stilprägende Publikationen wie den *Hamburgischen unparteyischen Correspondenten*, *Cottas Allgemeine Zeitung*, die *Kölnische Zeitung* oder die *Vossische Zeitung* bis hin zur Generalanzeiger-Presse, die sowohl die Ökonomie als auch die gesellschaftliche Position des Journalismus im ausgehenden 19. Jahrhundert entscheidend neu definierte. Er systematisiert seine konzise Darstellung durch gleich mehrere Ordnungsraster. Neben der zeitlichen Strukturierung bedient er sich dazu einer „Kombination von Journalistik nach Weischenberg und Gesellschaftsgeschichte nach Wehler“ (S. 373): Er betrachtet erstens die gesellschaftlichen Rahmen-